

Rilke auf Schloss Berg am Irchel

Autor(en): **Salis, J.R. von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **4 (1936-1937)**

Heft 8

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759072>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rilke auf Schloss Berg am Irchel

von J. R. von Salis

Wir freuen uns, unsern Lesern mit freundlicher Erlaubnis des Verlages Huber & Co., Frauenfeld das nachstehende Kapitel aus dem in diesen Tagen erscheinenden Rilke-Buch von J. R. von Salis darzubieten. Der Verfasser schildert aus einer tiefen Vertrautheit mit der Person und dem Werke des Dichters, dessen in der Schweiz verbrachte Lebensjahre, wobei eine Fülle von unbekannten Fakten und Dokumenten zur Mitteilung gelangen, die vor Augen führen, was Landschaft und menschliche Freundschaft im Leben des Dichters und für sein Spätwerk bedeutet haben, von der ersten hier geschilderten Station bis zur letzten im Turm von Muzot.

Rilkes Wunsch nach Zurückgezogenheit war endlich in Erfüllung gegangen. Und zwar in einer so vollkommenen Weise, unter Bedingungen, die ihm so restlos zusagten, dass die Berichte, die er aus seiner Klause an die verschiedensten näheren und fernerer Bekannten schickte, vom Lob seines neuen Aufenthalts überströmen und von seinem Glück widerglänzen. Wie ein Kehrreim kommt immer wieder das Wort vom „unbeschreiblichen Anheilen meiner Natur an die fürchterlichen Bruchstellen des Jahres Vierzehn“ in seinen Briefen vor; in Paris habe dieser Prozess eingesetzt, aber, da die wenigen dort verbrachten Tage nicht genügt hätten, um ihm gründlich zu helfen, und da ihm bei dem Stand der (deutschen) Valuta ein längeres Verweilen dort nicht möglich gewesen wäre, habe er die ihm angebotene Zuflucht im Schloss Berg am Irchel angenommen. Er nennt sie „das Wunder — auf das ich seit Jahren (mit jener längsten Geduld, die doch recht behält) gewartet habe. Ohne dass ich das mindeste dafür that (und was könnte man auch für die Souveränität des Wunders thun!) wurde mir dieses kleine alte Schlösschen zur Verfügung gestellt...“

Nachdem er auf der Rückreise von Paris noch einige Tage in Genf verweilt hatte, hielt am 12. November 1920 der Dichter seinen Einzug in dem neuen Heim — ein Tag, der in seinem Gedächtnis lange genug nachgewirkt hat, um ihn übers Jahr, als er bereits anderswo angesiedelt war, zur Absendung eines Telegramms an seine bergischen Gastfreunde zu bewegen. Alles

trug dazu bei, ihm die ersehnte Isolierung recht deutlich zu machen: die abgeschiedene Lage dieser Besitzung in einer hügeligen und waldigen Gegend, der leichte Nebel, der am Tag seiner Ankunft Garten und Wohnhaus einhüllte, — ja selbst die „Seuchenwache“, die vor dem Schlosse stand und dessen neuem Bewohner das Ueberschreiten des Parkes verwehrte, um einer Verschleppung der im Dorf herrschenden Maul- und Klauen-seuche in die davon verschont gebliebenen Nachbarorte vorzubeugen. Der Dorfpfarrer vermittelte in dieser Zeit der Absper- rung Rilkes Verkehr mit der Aussenwelt; er bringt ihm täglich die Post und die Milch, was oft zu vertrautem Plaudern über die Angelegenheiten der Gemeinde und der Gegend, über die Vergangenheit des Schlösschens und seine früheren Bewohner, aber auch über religiöse Gegenstände Anlass bietet. Durch ihn lässt er seinen Pass zum Gemeindepräsidenten tragen — ehe er ihn samt einem Verlängerungsgesuch seiner am 17. November ablaufenden Aufenthaltsbewilligung an seinen Gastfreund schickt, mit der Bitte um Weiterleitung an die Fremdenpolizei in Bern und um Unterstützung seines Gesuches bei dieser Behörde. —

Endlich, endlich kann Rilke wieder von sich „Gutes berichten, was ich“, sagte er, „streng genommen, seit Soglio nicht mehr durfte, wenn ich nicht nur an ein allgemeines zerstreutes Annehmlichsein denken und anspielen mochte, das mir ja zeitenlang vergönnt war, sondern an das, was von mir innerlich gefordert wird und hinter dem ich, seit sechs Jahren, als nicht ganz ungetreuer, aber maroder Nachzügler zurückgeblieben bin“. Endlich wird ihm das Leben wieder häuslich, das Wohnen behaglich, die Konzentration auf seine Arbeit möglich gemacht. Diese Fügung — die er „fast eine der grössten Genauigkeiten meines Lebens“ nannte — „überwältigt (ihn) mit fortwährender Verpflichtung, alles das, was recht böse Jahre verstört und unterbrochen haben, in den Verhältnissen dieser schönen Vergünstigung nun tatsächlich aufzunehmen und fortzusetzen“.

Rilke kann nicht genug das doch so natürliche „Wunder“ rühmen, das ihm „diejenige retraite“ beschert hat, „die mir über der Wirrnis von sechs zerstörenden Jahren schon fast zum Ver-zweifeln nöthig geworden war! Aber dass es das gab!“ schreibt er aus Berg an Nanny von Escher; „ich staune, — und dass es mir wirklich sollte bereitet sein, in jenem äussersten Augen-

blick, da ich gewissermassen schon an der schweizer Grenze stand, jenseits welcher mich nur ein Gedräng von neuen Ungewissheiten zudringlich erwarten konnte. Und die Schweiz hatte mich, seit mehr als einem guten Jahr, durch soviel gute Freunde und zutrauliche Orte zu verwöhnen gewusst —, ich hatte wirklich kein Recht, immer noch mehr von ihr zu verlangen: aber siehe! sie hatte mir noch ein Allerbestes, ein ganz und gar Erfüllendes aufgespart, diesen Ort einer vollkommenen Zuflucht, der in den Karten meines Lebens immer als ein Hauptort wird eingezeichnet stehen... Freilich ist mit solcher rein zusäglicher Umgebung, in der keinerlei Ausflucht aufkommen kann, die Verpflichtung auch ganz unerbittlich geworden, um endlich ein den gesammelten Kräften Entsprechendes aus heilendem Wesen hervorzubringen. Dies ist denn auch der tägliche Entschluss meiner bergischen und geborgenen Zurückgezogenheit”...

Damit ist beinah schon alles ausgesprochen, was Berg für Rilke gewesen ist. Mit seiner Wendung nach Innen, nach seiner eigentlichen Lebensmitte, beginnt er, den Weg zu sich selbst zurück zu finden. In der neuen beruhigenden Umgebung will er an die allzu lange unerfüllbar gewesenen Aufgaben seines Berufs herantreten. Selbst wenn Rilke damals nicht gelegentlich das Wort „Zelle” ausgesprochen hätte, müsste man doch den mönchischen Zug in seinem Dichter-Antlitz erkennen, das auf einmal dienende Strenge und weltabgewandte Herbheit ausdrückt. Erst wenn er im Schutz der alten Mauern sich selbst überlassen ist, beginnt für ihn die wahre Tätigkeit. Dass seine Freude darüber, monatelang keinen Menschen zu sehen, nicht aus Menschenfeindlichkeit kam, sondern vielleicht aus dem geraden Gegenteil, stellt er ausdrücklich fest. Für ihn tut jetzt nur das Eine not, das ihm Wichtige: seiner Arbeit zu dienen unter einer selbstgewählten, fast klösterlichen Regel.

In einem Brief an Frau Lily Ziegler, die damalige Besitzerin von Berg, sagt Rilke, es gehöre vielleicht nicht viel Begabung dazu, um seine neue Umgebung zusagend zu finden. Aber mit welch erschütternder Eindringlichkeit beschreibt er seine Uebereinstimmung mit eben dieser Umgebung, wenn er fortfährt: „Schon umgiebt es mich wirklich, schon hat es sein Herz zu mir, schon bestärkt mich die Stärke seiner Mauern, schon geht seine Stille zu meiner Stille über, schon ist, von Moment zu Moment,

ein ausgleichender Umgang zwischen uns, in dem ich für lange hinaus aufs Nehmen und reine Brauchen angewiesen bin. Es ist nicht prahlerisch, von der Erwidern der Dinge zu reden —: nun, diese hier erwidern die Neigung, die ich ihnen zugebracht habe, mit einer so glücklichen Selbstverständlichkeit, dass ich mich ohne Anpassung gleich in die Mitte dessen eingesetzt fühle, was zu beginnen war”.

Nicht nur die ausgeruht-lebendige Verschwiegenheit der Dinge erwidert die glückliche Gemütsverfassung dieses ausserordentlichen Schlossbewohners, sondern auch ihre Musik und ihr Anblick. Die vertrauten Geräusche der Uhren sind ihm eine willkommene Einteilung der Stille — vom Schlagen der Flur-Uhr sagt er, dass ihre „Stimme eine gewissermassen geräumige Zeit zu berichten weiss”. Und die Klarheit des Himmels, die am Tag nach der Ankunft die Nebel-Füllung überm Park in warmes Sonnenlicht aufgelöst hat, strahlt durch den offenen Fensterflügel zu ihm herein. Wie er bis zur Dämmerung in seiner neuen Heimstätte sich einrichtet und mit ihr Zwiesprache hält, horcht und blickt Rilke zum Fenster hinaus. Von den Eindrücken, die sein Auge und sein Ohr in beglückender Bereitschaft empfangen haben, kündet ebenfalls der erwähnte Brief: „nun war die Gartenstille übersetzt in dem Rauschen der Fontäne, auf das ich unermüdlich einzugehen vermag und dem ich folge in allen seinen Veränderungen: wie spannend jedesmal ist der Augenblick, wenn ein Eingriff der Luft den stürzenden Strahl von der einen Teichseite nach der andern hinüberzieht, durch seinen eigenen Aufstieg durch, sodass er den Bruchteil einer zögernden Minute unhörbar in sich selber fällt; und wie dann, über jeder Veränderung, sein Niederfall anders aufklang, das war von so reicher Abwandlung, dass ich neidisch wurde auf mein Gehör und noch obendrein hinaussah. Die Gestalt des Strahls war nicht weniger überraschend als seine Vertonung. Sie stand fast weiblich da auf dem runden hell blendenden Wasserkreis, um den herum die übrige Fläche des Teichs dunkel und offen spiegelnd ausgebreitet war; fast feierlich der Park, in der Tiefe offen gegen den verblassenden Irchel, blässer darüber und recht abendlich nachgehend, der Himmel, das schmale neue Mondviertel oben durchglänzend durch den Rand der Tanne...” Rilke empfindet plötzlich den zunehmen-

den Mond als „ein Zeichen des Anfangs“, wie eine diskrete Anspielung des Himmels auf sein neu beginnendes Leben — so stark fühlt er schon in den ersten Tagen die Festigkeit seines Standortes.

Noch zwei Dinge sind ihm wichtig und gehörten stets zu den — nie überspannten aber sehr präzisen — Bedürfnissen seines Daseins: die Bücher und die Haushälterin. Dass er im Schrank gleich einen Molière und zwei Bände Stendhal findet, beglückt ihn, und er holt sie sogleich aus ihrem Verwahrungsort heraus. Von seinem Aufenthalt in Berg erfahren wir ferner, dass er dort Keyserling las. Besonders zufrieden aber war er mit seiner stillen Wirtschafterin, einem Bauernmädchen aus der Umgegend mit Namen Leni: „... so vollkommen richtig für mich auch sie, — wie ein freundliches Klima, da und nicht da, wie man es gerade wahrnehmen mag...“ Welche Bedeutung er diesem Menschen beimass, der wochenlang ausser dem Dorfpfarrer sein einziger Umgang war, und wie menschlich sein Urteil über dieses Mädchen lautet, geht auch aus einer andern Briefstelle hervor, wo es heisst: „Ich staune immer wieder über ihr Mass, ihre Feinheit, eben über das, was man ‚Takt‘ nennt, etwas letzthin unlernbares, und bei dienenden Personen so seltenes, schon deshalb, weil ihnen die Freiheit fehlt, die diese intime Eigenschaft nöthig hat, um, sozusagen, mit sich selber bekannt zu werden! — Wenn ich so ein Geschöpf wie Leni für mein ganzes risquiertes Leben engagieren könnte, — welcher Fortschritt wäre das für seine Sicherung und Regelmässigkeit!“

Es kann nicht überraschen, dass Rilke auf die architektonischen Besonderheiten und auf die Vorgeschichte des von ihm bewohnten, eigentümlich ausgeprägten Hauses forschend einging. Er bedauerte, so wenig von der Vergangenheit des Schlösschens Berg und seiner Bewohner erfahren zu können und beklagte es, dass von diesen und jenem in Nanny von Eschers kleinem Buch „Alt Zürich“, das er damals las, nicht die Rede sei. Er schrieb dieser Schriftstellerin, die er zu einer Studie über das ehemals ihrer Familie gehörende Berg aufforderte: „Sie kennen gewiss den grossen getäfelten Raum (das Wohnzimmer), in dem ich arbeite; die überweissten, skulpierten Säulen, die das mittlere der drei breiten Fenster flankieren, tragen über ihrem Haupte das von Escher'sche und ein anderes, mir unbekanntes,

gleichfalls farbiges Wappen (rother Hirsch ruhend, in weissem aufgeschlagenem Zelte, vor blauem Grund). Von anderen, aus der Escherschen Zeit herüberreichenden Erinnerungen ist ein Bildnis da, das wir vom Flur in diesen, es schätzenderen Raum hereingeholt haben. Es stellt ein Kind dar, ein Mädchen, das in einer gewissen geraden, fast ablehnenden tenue d'appart mit seinem winzigen weissen Schosshund so hinlänglich vergnügt und erlustigt scheint, dass es jede Theilnehmung des Beschauers, wie eine lästige Andringlichkeit, zu verbieten weiss. Diese Haltung hätte etwas durchaus im Bilde Beschlossenes, nun aber ergibt sich, dass der Blick der kleinen, sich selbst genügenden Person von der unaufhörlichsten und strengsten Beobachtung erfüllt ist und dadurch doch auch wieder ins Räumliche des Lebens hinüberwirkt, mit solcher Kraft und Ausdauer, dass man ihn zuweilen im Rücken zu empfinden glaubt". Seltsam genug: die Gegenwart der „kleinen Escherin", wie Rilke das Bild nannte, in seinem Arbeitsraum beschäftigte oft seine Phantasie während seines Aufenthaltes in Berg. Wie gern hätte er etwas von diesem Kind gewusst, sein Geheimnis erraten, seine Lebensgeschichte gekannt! „Ist solchermassen das starke alte Haus", fährt der Dichter in seinem Brief fort, „noch von einer unabweislichen Ueberlebens vergangener Bewohner und Geschehnisse erfüllt, so legt andererseits die ganz verhältnismässig harmonische Anlage des Parkes ein dauerndes Zeugnis dafür ab, wie richtig sein Gründer die Auswirkung des würdigen Giebelhauses nach aussen einzuschätzen verstand... Wie leicht kommt ein Schlösschen dazu, sich in seinen von ihm ausgehenden Anlagen zu überschätzen und preiszugeben: hier war alles von der reinsten und sichersten Angemessenheit..."

Mit einer Konsequenz und Ausdauer ohnegleichen nützt nun Rilke seine Einsamkeit aus, die er am liebsten nicht einen Augenblick unterbrechen möchte, allen Verlockungen der unfernen Städte und den Einladungen der nahen Freunde zum Trotz. Fast erschrickt er, als eines Tages am Parkeingang Feuer, Kessel und Seuchenwärter verschwunden sind, wie wenn die Sicherheit der gewählten und gewollten Lebensweise dadurch eine erste Bedrohung erführen. Seine Arbeit leidet nicht einmal die gewohnte Freistunde des Nachmittagstees. Beim Abendspaziergang im Park, zwischen fünf und sechs Uhr, geht er

einen Weg — immer denselben — von hunderteinundzwanzig Schritt dem Gemüsegarten entlang, den er mehrmals hin und zurück durchmisst. Wenn der Mond stark genug leuchtet, dass Rilke seinen eigenen Schatten vor sich her gehen sieht, kehrt er in sein Arbeitszimmer zurück, die Zeit bedauernd, während der er es verlassen hatte. Diese Unveränderlichkeit selbst des Ausgangs rechtfertigt er ebenfalls mit seinem Bedürfnis nach Konzentration. Auch der ruhigen Landschaft um Berg wagt er sich nicht mit dem gleichen Vertrauen zu überlassen, das er zu den Räumen seiner Wohnstätte gefasst hat. In Wirklichkeit hat er grosse Mühe, die Einkehr in sich so vollkommen zu machen und auf der transparenten Ebene seiner Innenwelt so festen Fuss zu fassen, wie er sich vorgenommen hatte. Nur eines steht fest, nämlich dass er „von ganzem Herzen niemanden sehen“ möchte.

Dafür schreibt Rilke Briefe, ganze Stösse von Briefen... Seine Korrespondenz war ihm eine Lebensaufgabe, wahrscheinlich diejenige, an die er seine meiste Zeit aufgewendet hat. Es ist bezeichnend, dass er in Berg mit ihrer pflichttreuen, sorgfältigen und liebevollen Erfüllung seine literarische Arbeit einleitet, deren Vorstufe sie ist. Nach seinem Bekenntnis wird ihm die Bewältigung seiner Korrespondenz zur Uebung für die „lange vernachlässigte Feder“, — sie ist „eine Art Uebergang vom Mündlichen und Mittheilenden zu der niemandem Einzelnen mehr zugekehrten Schriftlichkeit der Arbeit“; und als die Briefstösse, die zu beantworten waren, bereits stark abgenommen haben, wirkt's auf ihn „als ein Aufräumen bis weit ins Gemüt hinein“.

Mit einer unerhörten Gewissenhaftigkeit und einer peinlichen Genauigkeit schrieb Rainer Maria Rilke seine Briefe. Die Schriftzeichen auf den kleinen, vierseitigen, graublauen Briefbogen, die er bevorzugte, sind zierlich und deutlich, wie in Kupfer gestochen. Jede Wendung seiner Sätze ist überlegt und abgewogen, jedes Wort genau der Situation angepasst. Nichts ist, in Form und Inhalt, dem Zufall überlassen. Hast oder Flüchtigkeit würden sich nicht mit der gewählten Präzision des Stils und der Handschrift vertragen, mit der er seinen Ueberfluss in Zucht hält. Nur in der Ausführlichkeit der Briefe und in der Länge mancher Sätze lässt er bisweilen den Strom seiner Mittei-

lung über die Ufer treten, der Regel enthoben, die seiner Verskunst Dichte und Rundung verleiht. In der Brief-Prosa erlaubt sich Rilke zwanglos gewisse Freiheiten: Häufungen von Nebensätzen, Einstreuung von französischen Wörtern und Wendungen, manchmal wie von frühen Prager Barockeindrücken herüberwirkende Schnörkel, was wir jedoch alles (entgegen anderslautenden Urteilen) nicht als eine Vergewaltigung der deutschen Sprache empfinden können. Diese stilistischen Freiheiten und Ausschmückungen sind in Wirklichkeit nichts anderes als eine vollständige Ausnutzung aller Sprachmöglichkeiten zum Zweck einer angemessenen Formulierung der Gedanken. Sie überraschen nur deshalb in unserem Jahrhundert, weil sie zu der nüchternen, geschäftsmässigen Zweckmässigkeit des heute geläufigen Briefstils einen auffallenden Gegensatz bilden. In einer Zeit, wo die Schreibmaschine ihre öde Gleichförmigkeit schon weit in das ehemals persönlich gestaltete Gebiet des Briefwechsels vorgetragen hat und wo sich dieser immer mehr auf kurze, abschweifende Beschaulichkeit ausschliessende Mitteilungen beschränkt, wird eine handschriftlich, stilistisch und inhaltlich üppig blühende Briefkunst wie die von Rainer Maria Rilke geübte und gekonnte allerdings als eine eigentümliche Ausnahme empfunden. Aber nicht ihm gebührt der Vorwurf, sie noch gewagt zu haben, sondern der Zeit, sie nicht mehr zu vermögen.

Was man Rilke sicherlich nie wird nachsagen können, auch nicht wenn der letzte und kürzeste Zettel seiner unübersehbaren Korrespondenz aufgefunden sein wird, ist ein Mangel an Sorgfalt — sei es aus Müdigkeit — in der Ausführung dieser ihm wichtigen Aufgabe. Wir kennen keinen einzigen Fall, wo er sich einer offenen Postkarte bedient hätte. Dagegen wissen wir, dass er in Telegrammen nie den berüchtigten „Telegrammstil“ benützte, sondern mit einer vollendeten und rührenden Höflichkeit gegen Sprache und Empfänger nicht ein Wörtchen an seinem Drahtbericht oder gar an der Adresse sparte. Auf den Briefumschlägen pflegte er den Namen und die Adresse des Empfängers in einer zwar persönlich geprägten, aber fast kalligraphisch zu nennenden Schrift zu schreiben, so dass die abgewogene, elegante Bildhaftigkeit der Adresse dem Beschauer durch die Stärke ihres ästhetischen Eindrucks auffallen muss. Meistens sind diese Briefe mit grauem Siegellack versiegelt, in den der

Dichter mit einem kleinen Petschaft das Rilkesche Familienwappen prägte. Wichtigere Schreiben versandte er meistens „eingeschrieben“ oder durch Eilboten. Die beantworteten Briefe seiner Korrespondenten hob er sämtlich auf, indem er sie sorgsam nach Absendern ordnete. Nach seinem Tod fand man sie in dunkelgrünen Umschlägen aufbewahrt; der Name jedes Korrespondenten war auf dem ihm bestimmten Umschlag von der Hand des Dichters eingetragen. Zur Erledigung seiner Korrespondenz, die er oft während langer Zeit auflaufen liess, bediente er sich eines Blocks, auf dem er in der Reihenfolge des Eintreffens der Briefe die Namen der Absender aufzeichnete; für jeden beantworteten Brief strich er dann den Namen durch, so dass er in Zeiten des Briefschreibens mit Erleichterung und Stolz auf die vielen horizontalen Striche blicken konnte, mit denen sich die Seiten seines Notizblocks bedeckt hatten. Darauf spielt er an, wenn er einer Freundin mitteilte: „Als etwas Rühmliches liegt die Briefliste vor mir, sieht aus wie ein Notenblatt mit ihren vielen Querlinien, gebe der Himmel, dass ich bald vom Blatt weg den Schlussgesang anstimmen kann“.

Rilke war keine zwei Wochen in Berg, als er ein seltsames Erlebnis hatte. Was war in seiner Einsamkeit vorgefallen, das ihn zur Niederschrift jener Gedichtreihe bewegt hat, über die er den Titel setzte: „Aus dem Nachlass des Grafen C. W.“? Wir haben schon vernommen, wie seit seiner Ankunft in Berg der Dichter in seinem Geist nach zwei Richtungen strebte: einesteils nach den Tiefen seines dichterischen Schaffens, andernteils nach den historischen Untergründen seines neuen Wohnsitzes. In dem Schattenreich, wo seine erwachenden Arbeitsenergien, seine bohrende Phantasie und seine geheimnisvollen Beziehungen zu den Lebenden der Vergangenheit einander begegneten, gedieh das Geschehnis. Es stellten sich Verse ein, merkwürdige, fremde Verse, die Rilke vor sich hersagte, über die er sich wunderte, die ihn nicht losliessen, und die doch, schien ihm, nicht von ihm stammen konnten. Als er sich eines Abends wie gewohnt an seinem Schreibtisch in dem grossen Wohnzimmer von Berg befand, sah er auf einmal in der Tiefe des halbdunkeln Raums eine Gestalt beim Kamin sitzen. Es war ein Herr in der Tracht des 18. Jahrhunderts, der sich dort in einem Sessel niedergelassen hatte, den Kopf auf

die eine Hand gestützt, und stumm ins Feuer blickte. Ihm schrieb dann Rilke die Verfasserschaft der Gedichte zu, deren Rhythmen und Reime ihn in jenen Tagen verfolgten und die er nun aufzuzeichnen begann, so wie es aus ihm gesprochen hatte. Diese geheimnisvolle Erscheinung nannte Rilke fortan den „Grafen C. W.“, dessen ganzen Namen man nie erfahren hat, der aber, einem der Gedichte nach zu schliessen, mit Vornamen „Charles“ geheissen haben mochte.

Die ersten Verse, die Rilke auf diese Weise gehört hatte, hiessen:

„Ach in meinem wilden Herzen nächtigt
obdachlos die Unvergänglichkeit.“

Sie bilden nunmehr den Abschluss des kleinen Zyklus. Hier das Gedicht, in dem sie stehen:

„Wunderliches Wort: die Zeit vertreiben!
Sie zu halten, wäre das Problem.
Denn, wen ängstigt's nicht: wo ist ein Bleiben,
Wo ein endlich Sein in alledem?

Sieh, der Tag verlangsamt sich, entgegen
jenem Raum, der ihn nach Abend nimmt;
Aufstehn wurde Stehn, und Stehn wird Legen,
und das Liegende schwimmt —

Berge ruhn, von Sternen überprächtigt; —
aber auch in ihnen flimmert Zeit.

Ach in meinem wilden Herzen nächtigt
obdachlos die Unvergänglichkeit.“

Die Gedichte „Aus dem Nachlass des Grafen C. W.“ sind zum grössten Teil, wie das angeführte, in vierzeiligen Strophen verfasst, jede Zeile in fünffüssigen Trochäen — mit einer Variante im Gedicht VII, wo fünffüssige und dreifüssige Trochäen einander ablösen. Das längste besteht aus siebzehn Vierzeilern. Eines von den wenigen Gedichten, die im Metrum von den andern abweichen („In Karnak wars“) ist im Insel-Almanach auf das Jahr 1923 anonym abgedruckt worden. Denn Rilke lehnte ihre Verfasserschaft durchaus ab, er empfand den Zyklus — wirklich oder bildlich — als das Diktat eines unbekannten Ver-

storbenen, der ihn benützt und durch ihn gesprochen hatte. Er selber sprach von dem Autor dieser Gedichte stets in der dritten Person, und er konnte sich stellenweise wundern, „wie er das wieder sagt!“

Rilkes Erzählung von der Erscheinung beim Kamin braucht weder gar zu wörtlich genommen zu werden, noch ist sie eine mutwillige Erfindung seiner Fabulierlust. Ein pedantischer Rationalismus wird einem Dichter niemals gerecht, für den die Unterscheidung von Natürlichem und Uebernatürlichem nicht nur keine Rolle spielt, sondern in dessen Vorstellungswelt die „Reiche“ ineinanderfliessen. Der Vorfall mit dem „Grafen C. W.“ steht in den Erzählungen Rilkes keineswegs vereinzelt da — bemerkenswert ist es indessen, dass er die ausserordentlichen Geschichten aus seinem Leben in den meisten Fällen nur mündlich mitzuteilen pflegte (es sei denn, dass er sie einer Romanfigur, Malte Laurids Brigge, unterschiebt). Aus den „Erinnerungen“ der Fürstin Taxis erfährt man übrigens, dass sich der Dichter schon in den Jahren vor dem Krieg für spiritistische Phänomene interessierte; aus seiner Schweizer Zeit ist uns bekannt, dass er in Basel im Haus C. spiritistischen Sitzungen beigewohnt hat, ferner, dass er Schrenck-Notzing las. Allerdings muss betont werden, dass er dem Spiritismus gegenüber bloss als ein sehr zurückhaltender Beobachter sich verhielt. Nie hat er sich als Medium gebrauchen lassen. Und doch denkt man unwillkürlich, dass sich Rilke dem verstorbenen Verfasser des „Nachlasses“ gegenüber in der Rolle eines Mediums befunden hat...

Uebrigens geht er uns mit einer selbstverfassten, durchaus plausiblen Erklärung an die Hand. Unmittelbar nach der Niederschrift des Zyklus nämlich, am 30. November 1920, berichtet Rilke in heiterster Stimmung von dem Vorfall an Frau Wunderly-Volkart: „...Sonderbar ging es mir übrigens. War ich doch zu allein, wusste ich nicht genug von dem Hause, seiner Vergangenheit, denen, die hier gehaust haben (vor der kleinen Escherin fürchte ich mich ein bisschen, sie theilt nicht viel mit und hat mit ihrem kleinen Hund zusammen irgend eine Verabredung, an der sie mich nicht recht partizipieren lässt) — kurz: ich wünschte mir so etwas wie die Spur eines bergischen Vorwohners, z. B. ein Heft im Bücherschrank entdeckt, eines

Abends, sieh, sieh! Wer das wohl gewesen sein mag? Ich bildete mir ganz oberflächlich eine Figur ein, die Situation that ein Uebriges und Behülfliches, da aber besagtes Heft, trotz aller Imagination, doch nicht zum Vorschein kam, was blieb übrig, als es zu verfassen? Und da liegt es nun vor mir, abgeschlossen... Gedichte, denken Sie, — auf dem ersten Blatt werden Sie lesen: „Aus dem Nachlass des Grafen C. W.“ Kuriose Sachen, für die ich, angenehmster Weise, gar keine Verantwortung habe. Nein, nun ernstlich gesprochen —, ich begriff nicht, was das soll, diese Spielerei, — sie war reizvoll und so reizte sie mich weiter — (übrigens ist das Ganze die Arbeit dreier Tage und so gemacht, wie man strickt — vermuthe ich), — jetzt erst versteh ich, wie's sich hervorthun konnte Tag für Tag: zu eigener Produktion noch nicht eigentlich fähig und aufgelegt, musste ich mir, scheint, eine Figur gewissermassen ‚vorwändig‘ machen, die das, was sich etwa doch schon, auf dieser höchst unzulänglichen Stufe der Concentration, formen liess, auf sich nahm: das war Graf C. W....“

Man wird beim Lesen dieses Manuskriptes unbedingt einräumen müssen, dass der gereimte „Nachlass“ des alten Schlossbewohners nicht zu Rainer Maria Rilkes Werken gerechnet werden darf. Sie sind nicht nur der Art nach anders als Rilkes eigene Gedichte, sie sind vor allem nicht gut genug, um als solche anerkannt zu werden. Nicht als ob es darin ganz an Anklängen und Widerhall fehlte: allein, es klingelt nur, es singt nicht, es ist gemacht, nicht gewachsen, es sind Exerzitien, zu denen sich Rilke in einer aufgeräumten Verfassung verstanden hat, und die er selber als das Werk eines „oft ungeschickten, oft allzu geschickten“ Dilettanten ablehnt: „... in manchem aber“, schliesst er seinen Bericht, „einigen wenigen ‚Treffern‘, hat er meine Zustimmung, ja, um aufrichtig zu sein, meinen Neid erregt —, da kommt er mir manchmal recht nah (der gute Graf, in seinen Nebenstunden, hat doch gewisse Vorgefühle gehabt!) — und die Sache schliesst mit lauter Verbeugungen meinerseits, ich respektiere, ich veneriere ihn —, es ist schade, dass er gestorben ist. Voilà l'aventure!“

Das Abenteuer war aber noch nicht zu Ende: „Graf C. W.“ begann auf einmal, Rilke auch italienische Gedichte zu diktieren! Doch als die geheimnisvolle Stimme wieder auf italienisch

anfang, hat sich der von ihr verfolgte Dichter aufgelehnt und dem „Grafen“ energisch seinen Abschied gegeben. Er wollte wieder er selber sein und nicht nur einem andern als Sprachrohr dienen. Von da an schwieg es und liess Rilke in Ruhe. Aber das seltsame Erlebnis beschäftigte ihn, er erzählte es seinen Freunden. Wenn er jedoch dem verwunschenen Schösschen den Rücken gekehrt haben wird und in veränderter Umgebung lebt, bekennt er, sechs Monate nur nachdem ihm „Graf C. W.“ beim Kamin erschienen war: „Sein Zusammenhang mit Berg ist übrigens manifest, ganz undenkbar scheint mir, seit ich fort bin, die Möglichkeit eines seinigen Diktats.“ Begnügen wir uns mit der Vermutung, dass der „Graf“ jenem „zwischen Tag und Traum“ gelegenen Bereich angehört habe, von dessen dämmernden Fernen sich Rilkes Geist, halb gläubig, halb ungläubig, sein Leben lang angezogen fühlte. —

Wenn Rilke gehofft hatte, sein Einsiedlerleben in Berg während mehrerer Monate ohne Störung fortführen zu können, war diesem Wunsch nicht restlose Erfüllung beschieden. Er war genötigt, im Januar eine Unterbrechung von etwas mehr als zwei Wochen einzuschalten, die er in einer Stadt der Westschweiz zubringen musste. Dann aber blieb er, von kurzen Ausfahrten abgesehen, bis zum 10. Mai 1921 in seinem stillen Haus, das ihm zwar unvermindert zusagte, dem er jedoch während einiger Zeit nicht mehr die anfängliche Vergnügtheit und Empfänglichkeit seines Gemütes entgegenbringen konnte... Zu eigenem dichterischen Schaffen stellte sich der innere Drang nicht ein. Doch trug sich Rilke mit verschiedenen Plänen. Dem Insel-Verlag machte er den Vorschlag, eine schweizerische Lebenschronik aus dem 16. Jahrhundert, die ihn lebhaft beschäftigt hatte, die „Aufzeichnungen Hans Stokars des Pilgers“, neu herauszugeben. In Berg war es auch, wo er zum erstenmal seit dem letzten Kriegsjahr in München den Besuch seines Verlegers, Professor Anton Kippenberg aus Leipzig, erhielt, dem er das Schösschen am Irchel als das Vorbild derjenigen Heimstätte vorführte, die er sich zu jahrelangem Wohnen und Arbeiten herbeiwünschte. „Mein Verleger strahlte“, berichtete Rilke an seine Gastfreunde, „als er mich in solcher Geborgenheit fand, — nicht nur als der kundige Geschäftsmann, der sich von solchen Verhältnissen ein Manuskript erhoffen durfte, son-

dern auch als der selbstlos-redliche Freund, der er mir seit mehr als anderthalb Jahrzehnten ist, — in welcher Eigenschaft es ihn einfach beglückt, mich, besonders nach den Verstörungen der Kriegsjahre, in Umgebungen zu sehen, die meiner langsamen inneren Wiederaufrichtung hilfreich und günstig beistehen... „Dieses brauche ich“, wiederholte ich immer wieder dem guten aufmerksamen Freunde und setzte ihm Berg zum Exempel, in das, wie Sie leicht verstehen werden, auch Leni, als unentbehrlich und durchaus vorbildlich, einbezogen war! Möge er sich's zu Herzen genommen haben!”

Da Rilke auch in späteren Jahren noch oft in diesem Sinn sich äusserte und die Fügung segnete, die ihn dieses alte Haus hatte finden lassen, dürfen wir sicherlich mehr als nur eine vorübergehende Aeusserung seiner Zufriedenheit in der Bemerkung erblicken, Schloss Berg stehe in der Landkarte seines Schicksals „schon jetzt als ein Hauptort eingezeichnet, und seine Stellung in dieser intimen Topographie (sei) neben Moskau, Paris, Toledo, Ronda und dem freundschaftlichen Schlosse von Duino befestigt!” Allein auch diese von dem „fahrenden Sänger“ mit so rührender Dankbarkeit empfangene Vergünstigung ging zu Ende. Sie hat jedoch sicher nicht wenig dazu beigetragen, dass er damals mit neuer Hoffnung in dem Land geblieben ist, wo er diese schützende Zuflucht gefunden hatte. Bekannte er nicht selber: „Aber nun ging ich doch, seit ich in der Schweiz bin, mit der oft verhaltenen, oft eingestanden Hoffnng herum, dass ein Ausgleich, ein Gutmachendes gerade in diesem Lande mir würde bereitet werden.”